

Festival : Ende gut, alles gut?

Autor(en): **Fischer, Tereza**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **60 (2018)**

Heft 369

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-862914>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Wettbewerb der Berlinale 2018 brachte wenig Glanzvolles hervor. Aber auch nicht überzeugende Filme sind interessant, wenn man sie zum Beispiel auf ihr Ende hin anschaut.

Ende gut, alles gut?

Jedes Festival und jeder einzelne Film, den man dort sieht, ist mit Hoffnungen verbunden. Man hofft auf Entdeckungen, Überraschungen, grosses Kino und einen Wettbewerb, bei dem man sich vor lauter guten Filmen nicht entscheiden kann, welchen man zum Sieger küren würde. Man hofft auf ein Happy End. Als solches kann man den Abschluss der diesjährigen Berlinale allerdings kaum bezeichnen. Über die Vergabe des Goldenen Bären an *Touch Me Not* der Rumänin *Adina Pintille* gehen die Meinungen weit auseinander, und so manche_r konnte die Juryentscheidung nicht nachvollziehen. Für die einen war der Film eine Herausforderung und einmalig. Andererseits ging Peter Bradshaw vom «Guardian» so weit, die Preisvergabe als Katastrophe zu bezeichnen und mit dem Brexit und Trumps Wahl zu vergleichen. Derart gross war seine Entrüstung darüber. Auch wenn man die Berlinale nicht so hoch gewichtet wie Brexit und Trump, eines lässt sich mit Bestimmtheit sagen: Der Siegerfilm passt als enttäuschender Schlusspunkt zur diesjährigen Berlinale, deren Wettbewerb nicht zu überzeugen vermochte.

Ich muss zugeben, dass ich den Siegerfilm nicht gesehen habe. Wo bei ihm, wie man liest, viele Filmjournalist_innen auch nicht oder nicht zu Ende geschaut haben. Die Geschichte von *Laura*, die sich nicht berühren lassen will und kann und deshalb in einer Therapie ihre körperlichen Grenzen zu überschreiten versucht, habe Zuschauer_innen scharenweise aus dem Kinosaal getrieben, die es als Zumutung empfanden, diesem halbdokumentarischen Treiben zuzuschauen. So, wie man sich manchmal das Ende eines Films erspart, so

habe ich mich sozusagen dem Ende eines enttäuschenden Berlinale-Wettbewerbs entzogen. Ansonsten jedoch gebe ich den Filmen fast immer eine Chance, bis zum bitteren Ende. Denn das Ende kann vieles verändern. Nur einmal während dieser Berlinale habe ich das Kino vorzeitig verlassen. Und ich war nicht die Einzige. *Philipp Grönings Mein Bruder heisst Robert und ist ein Idiot* löste einen vergleichbaren Exodus aus wie *Touch Me Not*. Der Gestus des Films lässt sich irgendwo zwischen Terrence Malicks mystifizierender Ästhetik und dem Pathos von «Musenalp-Express»-Poesie (bis 1990 eine Schweizer Zeitschrift, die Gedichte und Tagebücher von Jugendlichen veröffentlichte) verorten. Ein Teenager-Zwillingspaar, Schwester und Bruder, deklamiert Philosophisches zum Verstreichen der Zeit, im hohen Gras vor einer einsamen Landstrassentankstelle liegend, wo sie sich Bier holen und sich damit die Lampe füllen. Um Sex gehts auch, und um Eifersucht. Alles sehr theatralisch, launisch zwischen Details und Totalen schwankend. Nach einer von drei Stunden habe ich aufgegeben und damit das Ende nicht erlebt, an dem der Film gemäss Berichten eine brutale Wendung nimmt und die Geschwister zu *natural born killers* mutieren. Vielleicht hätte ich den Film anders beurteilt, wenn ich es ausgehalten hätte. Aber auch Kritiker_innen kommen an ihre Grenzen.

Im Wettbewerb gab es interessante Beispiele für die heikle Rolle der Schlusssetzung. Da war etwa *Utøya 22. Juli* des Norwegers *Erik Poppe*, der gut Fahrt aufnahm, um dann aber falsch abzubiegen. Poppe erinnert an das Massaker von 2011, das der ultrarechte Terrorist Anders Breivik in einem Jugendcamp auf der kleinen Insel *Utøya* angerichtet hat. Erzählt wird das Ereignis in Echtzeit, als personalisiertes Reenactment in einer einzigen Einstellung. Wir folgen *Kaja* und erleben den Horror aus ihrer Sicht. Poppe kondensiert aus Erzählungen von Überlebenden eine Version der Wahrheit und zeigt, wie *Kaja* Schüsse hört, wie sie mit anderen zusammen darüber rätselt, was geschieht, wie sie möglichst leise mit ihrer Mutter telefoniert, anderen versucht zu helfen oder ihnen beim Sterben zusehen muss. Vor allem aber, wie sie erfolglos und zunehmend verzweifelt ihre Schwester sucht. Das ist über weite Strecken spannend, aber mit Unbehagen stellt man auch fest, wie sehr dies an Horrorfilme wie *Blair Witch Project* erinnert und wie man sich an den Sound der entfernt tönenden Schüsse gewöhnt. Beinahe

bis zum Schluss verzichtet Poppe auf grobe Dramatisierung. Doch am Ende trägt er umso dicker auf: *Kaja* (in der Horrorfilmlogik das *Final Girl*) wird zuletzt doch noch erschossen, womit ihre Perspektive einer emotionalisierenden Erzählung weicht. Kaum ist *Kaja* von einer Kugel getroffen, naht für einige die Rettung, und ein Boot holt Überlebende an Bord. Die Kamera zeigt uns ihre Erleichterung und entdeckt ganz zum Schluss *Kajas* Schwester unter ihnen. Der Zufall wandelt sich in Schicksal, der Schock über den Tod der Protagonistin in Erleichterung und in ein Empfinden von Ungerechtigkeit.

Den grossen Fehler aber macht Poppe erst nach diesem unpassenden Ende, indem er Schrifttafeln anhängt, in denen er der norwegischen Regierung Vorwürfe macht. Damit stellt er die Wahl seiner Perspektive selbst infrage. Wie hilft uns dieser Film, etwas über das Attentat, das Versagen der Behörden und die Hintergründe zu verstehen? Hilft es uns, die Ängste eines Opfers zu erleben? Wie wichtig ist es, die Erinnerung auf diese Weise aufrechtzuerhalten? Wie leben die Menschen heute mit diesen Erinnerungen?

Auch in weiteren Filmen gelang der heikle Balanceakt der Schlusssetzung nicht ganz. Dabei kommt den letzten Bildern und Worten eine wichtige Funktion zu, werden wir doch gleich danach in den Alltag entlassen und haben Zeit, über den Film nachzudenken. Unter diesem Aspekt verderben bestimmte Filme schneller als andere, andere wiederum gewinnen dabei an Kraft.

Eine Enttäuschung war *Laura Bispuris Figlia mia*, die mit ihrem sehr gelungenen Erstling *Vergine giurata* vor drei Jahren in Berlin im Wettbewerb war. Nun erzählt sie die Geschichte zweier Mütter, der Ziehmutter und der leiblichen Mutter, die um die Liebe der zehnjährigen Tochter *Vittoria* kämpfen. Zu vorhersehbar, zu symbolisch aufgeladen und pathetisch wirkt die Vereinigung am Ende, wenn *Vittoria* (die Siegreiche!) sich überwindet und der leiblichen Mutter zuliebe in eine Höhle steigt, um dann aus der schmalen Öffnung sozusagen als Erwachsene wiedergeboren zu werden und die Kraft zu haben, die beiden Mütter zu versöhnen. Was lange in diesem Film latent war, wurde mit diesem Ende als platte Symbolik zementiert.

In *Damsel* der Brüder Zellner bildet das Ende mit dem Anfang hingegen eigentlich eine schöne Klammer. Für einen Western überraschend, landet der Protagonist mit einem kleinen



Figlia mia Regie: Laura Bispuri



Utøya 22. Juli Regie: Erik Poppe



Mein Bruder heisst Robert und ist ein Idiot Regie: Philip Gröning



La prière Regie: Cédric Kahn, mit Anthony Bajon

Boot und einem Zwergpony an einem Strand, der wunderbarerweise nicht zum klischierten Bild eines heiss-trockenen Wilden Westens passt. Das von *Robert Pattinson* gespielte Greenhorn ist auf der Suche nach seiner vermeintlich entführten Verlobten. Am Ende wird sie mit demselben Boot und dem Pony davonrudern, wenn sie denn ihn und alle anderen aufdringlichen und unbrauchbaren Männer losgeworden ist. Die Klammer ist jedoch das einzig Gelungene an dem so unerträglichen Klamauk, der zwischen liegt.

In *La prière* überlässt es uns *Cédric Kahn*, eine Haltung gegenüber dem religiösen Glauben zu finden, der drogenabhängigen jungen Menschen mit rigiden Regeln und exzessivem Beten hilft, von ihrer Sucht loszukommen und in die Welt zurückzufinden. Der mit einem Goldenen Bären ausgezeichnete *Anthony Bajon* spielt Thomas, der in eine religiöse Gemeinschaft in den Bergen kommt, sich erst mit aller Kraft wehrt, davonläuft, sich verliebt, zurückkehrt und dann bekehrt. Am Ende aber türmt er auf dem Weg zum Priesterseminar, um die Geliebte in Spanien zu finden. Mit dieser letzten Einstellung, in der Thomas Sybille findet, stört Kahn seine unsentimentale Darstellung. Eine kleine Störung, aber weil sie so prominent am Ende gesetzt ist, erhält sie übermässiges Gewicht. Das kleine Happy End lenkt vom fruchtbar uneindeutig gehaltenen Standpunkt des Filmemachers gegenüber seinem Thema ab.

«Well, nobody's perfect!», sagte Osgood am Ende von *Some Like It Hot*, als ihm Josephine eröffnet, sie sei ein Mann. Die kleinen Fehler kann man verzeihen, wenn der Rest stimmig war. Der Goldene Bär für *Touch Me Not* am Ende eines unbefriedigenden Berlinale-Wettbewerbs ist irgendwie auch stimmig. Immerhin. Man darf dennoch auf die nächste Ausgabe gespannt sein, auf *Dieter Kosslicks* letzte. In der Debatte um seine Nachfolge, die es noch zu regeln gilt, sind er und die zuständige Kulturstaatsministerin *Monika Grütters* zunehmend in Kritik geraten. Ob die Kosslick-Ära glücklich endet, bleibt immer noch zu hoffen.

Tereza Fischer